



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Lukas Koller, Marsha Maria Miessner und Julia Katharina Braun (v. l.)
FOTO Christoph Meinschäfer

Der fabelhafte Die

von Sergej Gößner

ab 10 Jahren

im Theatertreff & mobil

Premiere Donnerstag, 09.02.2023 / 11:00 Uhr **im Theatertreff**

Dauer: ca. 60 Minuten, keine Pause

Aufführungsrechte Felix Bloch Erben GmbH & Co. KG, Berlin - www.felix-bloch-erben.de

W / 1. Die / 2. Meyer-Schmitt / stärkster Mann / 2. Ayla / 1. Ben / Barsch

Lukas Koller

I / 2. Die / Ente-Klaus / 2. Ben / Hannelore Zahn Marsha Maria Miessner

R / 3. Die, Meyer-Schmitt / Ayla / Vetterlein Julia Katharina Braun

Regie Grit Lukas / **Bühne & Kostüme** Lena Hiebel / **Dramaturgie** Nicole Dietz /

Regieassistentz Djuna Maria van den Broek / **Technischer Leiter** Klaus Herrmann /

Betreuung Ton & Licht Juri Zitzer / **Requisite** Annette Seidel-Rohlf & Sona Ahmadnia

/ Leitung Kostümabteilung Lisa Brzonkalla / **Maske** Ulla Bohnebeck

Anfertigung der Kostüme und Dekorationen in den Werkstätten des Theater Paderborn.

// Inhalt

Diese Vorstellung wird euch präsentiert von Köttelspeiers Rülpskompott. Und damit beginnt die Geschichte ziemlich flott. Es treten auf „W“, „I“ und „R“. Ihr fragt euch jetzt zurecht: Wer? Sie ist er, er ist sie. Es ist der fabelhafte Die. Sie laden uns zu Geschichten ein, die erzählen über das Anderssein, über Geschichten von einem starken Mann, der nicht anders kann, als das ihn entzücken blonde Lockenperücken. Mode ist eine seiner Vorlieben, die wäre im Geheimen geblieben, hätte Klaus, der sich als Ente fühlt, und das auch selbstbewußt behauptet, eigentlich aber ein Schwan ist, und auch für diese Idee glüht, ihn nicht motiviert zur Modenschau. Doch Achtung vor dem Verein, gegründet für ein Richtigsein. Der stimmt an die Tönchen vom Softie oder Muttersöhnchen. Doch Achtung vor dem Verein, gegründet für ein Richtigsein. Der stimmt an die Tönchen vom Softie oder Muttersöhnchen.



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Marsha Maria Miessner, Lukas Koller und Julia Katharina Braun (v.l.)
FOTO Christoph Meinschäfer

// Ausführlicher Text des Auswahlpremiums zu den 47. Mülheimer Theatertagen von Werner Mink: **Falsche Mädchen gibt es nicht**

Der fabelhafte Die – eine rätselhafte Jahrmarktsfigur, nicht Mann, nicht Frau – sammelt kuriose Geschichten. Er erzählt vom stärksten Mann der Welt, auch bekannt als F-Punkt Meyer-Schmitt. Der kann nicht nur liegend Stahl verbiegen, sondern begeistert sich auch – was niemand wissen darf – für Pariser Mode und blonde Perücken. Und er verfüttert gerne altes Brot, am Teich, wo er auf die leicht reizbare, aber selbstbewusste Ente Klaus trifft. Eigentlich Schwan Klaus. Doch das war einmal, jetzt ist er Ente durch und durch. Nach anfänglichen Differenzen freunden sich beide an und beschließen ein schrilles Spektakel auf die Beine zu stellen, inklusive Gospelchor. Wäre da nur nicht der Verein fürs Richtigsein. Der verdächtigt den stärksten Mann der Welt schon länger, sich nicht an Tradition und Norm zu halten, und drohte ihm sogar bereits mit dem Karriereende. Das empört wiederum Ayla und Ben, zwei Vorzeigekinder in rosa und blau, die der Geschichte anfangs eher gelangweilt folgen. Nun aber beginnen sie, ihr stereotypes Rollenverhalten zu hinterfragen. Mit großer Leichtigkeit und in Reimen voller Witz erzählt Sergej Gößner vom Vieles- und Anderssein. Was bin ich? Wer darf ich sein? Und was will ich wirklich vom Leben? Um das herauszufinden, bewegt man sich schnell auf einem schmalen Grat zwischen Individualität und Konformität, zwischen Abgrenzung und Anpassung. Je weiter man sich dabei von den ausgetretenen Pfaden gesellschaftlicher Normen auf Entdeckungsreise begibt, desto stärker stößt man an Grenzen und auf Vorbehalte. Schnell gerät man in Verdacht nicht „normal“ zu sein. Darum braucht es sehr viel Mut, sich trotz aller Widerstände immer wieder auszuprobieren, um so zu einem Leben zu finden, das zu den eigenen Bedürfnissen und Wünschen passt. Verortet in der traumhaften Welt des Zirkus öffnet das Stück einen weiten gestalterischen Raum, den die Regie originell zu nutzen weiß. Und indem die Schauspieler*innen alle Figuren immer wieder im Wechsel spielen, entstehen nicht nur virtuos lustvolle Verwandlungen, sondern es zeigt sich darin auch der Reichtum von Diversität. Auf spielerische Weise stellt Sergej Gößner in seinem Stück binäre Geschlechtsidentität auf den Kopf und erschafft darüber hinaus eine Welt aus Jahrmarkt und Revue, eine Geschichte über das Geschichtenerzählen. Und schreibt – wie kann es anders sein – im Reim.

Quellen: Mink, Werner (2021): https://www1.muelheim-ruhr.de/kunst-kultur/theater/kinderstuecke/der_fabelhafte_die/281044 besucht: Di.08.11.2022, 11.34 Uhr.



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Marsha Maria Miessner und Lukas Koller
FOTO Christoph Meinschäfer

// Kurzvita und Interview mit dem Autor Sergej Gößner

Sergej Gößner (*1988) dekonstruiert mit „Der fabelhafte Die“ nicht nur lustvoll Geschlechterrollen, sondern thematisiert auch, wie wir Vorstellungen von Identität und Normalität weitergeben und fortführen – nämlich durch ein Erzählen von Geschichten. Eine Geschichte in der Geschichte wird erzählt und dafür wurde die Form des Reims gewählt. Gößner setzt sich für die Relevanz des Kinder- und Jugendtheaters ein und machte besonders mit seinem Stück „Irreparabel“, das 2018 für den Autorenpreis des Heidelberger Stückemarkts nominiert und mit dem *JugendStückePreis* ausgezeichnet wurde, auf sich aufmerksam. „Wegklatschen. Applaus für Bonnie und Clyde“ wurde im Rahmen des Festivals „Kaas & Kappes“ mit dem 22. niederländisch-deutschen Kinder- und *Jugendddramatikerpreis* prämiert. Sein Stück „lauwarm“ erhielt den *Berganus-Preis* und war auf der Shortlist des Brüder-Grimm-Preises des Landes Berlin. „Die überraschend seltsamen Abenteuer des Robinson Crusoe“ stand auf der Auswahlliste für den *Deutschen Kindertheaterpreis 2020*. Als Schauspieler war er u.a. am Staatstheater Wiesbaden, am Tiroler Landestheater Innsbruck und zuletzt am Jungen Schauspielhaus Hamburg engagiert.

„Werft den normativen Ballast einfach über Bord“



Sergej Gößner ist eine wichtige (queere) Stimme für zeitgenössische Dramatik für ein junges Publikum. Wir sprachen mit ihm über seine Figuren, LGBTI-Sichtbarkeit im Theater, das eigene Coming-out auf dem Dorf und seinen Rat an junge Menschen.

Am 26. Mai sind im Ruhrgebiet die 47. Mülheimer Theatertage, das Forum deutschsprachiger Gegenwartsdramatik, nach 20 Festivaltagen erfolgreich zu Ende gegangen. Nominiert für den KinderStückePreis war in diesem Jahr auch der queere Autor, Schauspieler und Regisseur Sergej Gößner mit „Der fabelhafte Die“. In seinem Stück geht es um das Vieles- und Anderssein und den Mut, den es braucht, sich abseits der Normen auszuprobieren und sich auf die Suche nach dem Leben zu machen, das man gerne führen möchte. Auch Sergej Gößner hat eine solche Reise hinter sich: Als 18-jähriger Teenager hat er sich aus seinem pfälzischen Heimatdorf aufgemacht, hat Schauspiel in Mainz studiert und gilt heute als wichtige (queere) Stimme für zeitgenössische Dramatik für ein junges Publikum. Wir sprachen mit ihm über seine Figuren, seine Motivation, Stücke für Heranwachsende zu schreiben, und wie es für ihn war, als queerer Teenager auf dem Dorf aufzuwachsen.

Deine Figuren sind oft Außenseiter*innen, Charaktere, die aus der Reihe tanzen, der Norm nicht entsprechen (wollen). Ist diese Figurenzeichnung mit persönlichen Erfahrungen verknüpft?

Ja, ganz bestimmt. Ich war auch immer ein Abweichler. Ich habe in meiner Kindheit durch meine Brüder immer wahnsinnig viel Männlichkeit um mich herum gehabt und

meine dabei permanent infrage gestellt. Und es wurde auch stets betont, dass ich anders sei als die anderen. Ich wurde immer wieder aufs Neue gelabelt und meine Familie hat versucht, mich da irgendwie einzuordnen: Ich war der Kluge, der Kreative, der Liebe. Das hat mich total irritiert als Kind: Sind die anderen denn nicht lieb, sind die böse? Ich glaube, das ist die Motivation und daher kommt das und das zieht sich auch durch in meinen Texten. Deshalb sind meine Figuren oft Außenseiter, die versuchen gegen irgendwas anzukämpfen.

Worin liegt grundsätzlich deine Motivation Stücke zu schreiben? Einfach, weil es dir Spaß macht oder gibt es ein tieferes Bedürfnis, eine konkrete Intention?

Ach, ich bin da ja schon ein bisschen kitschig und romantisch veranlagt. (lacht) Ich hole, ab und an ein bisschen Hilfestellung mit meinen Texten leisten zu können. Zuletzt bin ich ja so auch in der Schublade der queeren Themen gelandet. Diese Schublade habe ich gerne angenommen. Und dann gibt es noch einen ganz anderen Antrieb: In meinem Umfeld kriegen jetzt gerade, gefühlt, alle Kinder und ich habe mir letztens gedacht: Macht ihr mal, und ich schreibe dann einfach Stücke für eure Kinder und gebe ihnen gleich nochmal eine andere Perspektive mit. Und natürlich was zum Lachen. Und meinen Blick auf die Welt, der ihnen dann vielleicht helfen könnte, sie besser zu verstehen.

Gab es bei Aufführungen deiner Stücke schon besondere Momente? Ich kann mir vorstellen, dass sich einige Menschen mit deinen Figuren identifizieren können.

Es gab solche Situationen durchaus, in denen mir schlagartig klar wurde, warum ich tue, was ich tue: Das waren zum Beispiel die ersten Aufführungen meines Monologs „lauwarm“ – ein autobiografischer Text, in dem ich quasi die Hosen runtergelassen habe und ganz offen über meine Sexualität und über mein Frühlingserwachen gesprochen habe. Wie das in der Pubertät als queerer Mensch auf dem Dorf war. Und dann habe ich junge Menschen im Publikum sitzen gesehen, die während der Vorstellung weinten und danach sogar zum Hauptdarsteller gingen und sich bei ihm bedankten, weil sie gedacht haben, er erzähle seine eigene Geschichte. Sie sagten: „Es geht mir gerade genauso. Vielen Dank dafür. Jetzt weiß ich, dass ich nicht allein bin, das musste ich jetzt nochmal kurz hören“. Diese Momente sind unbezahlbar.

Hättest du dir selbst auch solche Stücke als Heranwachsender gewünscht?

Definitiv. Gerade bei „lauwarm“ ist das so. Ich hätte gerne früher gewusst, dass es so etwas wie Pansexualität überhaupt gibt. Ich habe den Begriff auch erst vor ein paar Jahren zum ersten Mal gehört und gleich gedacht, dass das mein Begehren besser beschreibt. Für mich war einfach früh klar, dass ich mehr als nur ein Geschlecht begehre. Aber in dem Dorf, wo ich aufgewachsen bin, fand das einfach nicht statt.

Bist du in deiner Jugend überhaupt mit queeren Menschen in Kontakt gekommen?

Nur mit einem schwulen Pärchen aus meiner Theatergruppe, in der ich gespielt habe. Irgendwann habe ich dann all meinen Mut zusammengenommen und mich ihnen anvertraut. Dass ich beide, also Männer und Frauen, irgendwie gut finde. Und das Einzige, was ich daraufhin zu hören bekam, war, dass das bei mir nur eine Phase sei und dass das schon vorbeigehen würde. Das war ein herber Rückschlag. Ich hätte mir so sehr gewünscht, dass jemand sagt: „Ey, du bist nicht alleine und es ist vollkommen in Ordnung, dass du so bist, wie du bist“. Das ist beispielsweise auch in mein Stück „lauwarm“ miteingeflossen.

Du bist mittlerweile auch Teil von #ActOut. Warum war es dir wichtig, dich der Initiative anzuschließen?

Vor allem ging es mir um Sichtbarkeit. Alles, was sich im Dazwischen befindet, hat es in unserer Gesellschaft per se schwerer. Wir haben diese klassisch binären Konstrukte wie Mann – Frau, Schwarz – Weiß, rechts – links, oben – unten, heterosexuell – homosexuell. Aber, dass es da noch viel mehr gibt, bleibt oft im Unsichtbaren. Ich habe kürzlich gelesen, dass schätzungsweise 70 Prozent der Queer-Community bi- oder pansexuell ist. Hey, das ist eine riesige Zahl – wo sind die denn alle?

Hinzukommt sicher auch, dass Bi- und Pansexualität oft als Zwischenstation zur Homosexualität herabgestuft wird.

Absolut. Es wird als unentschieden abgewertet. Ich musste mir auch schon so Sätze anhören wie: „Ja, jetzt vögelst du dich durch die Gegend und später heiratest du eine Frau und gründest eine Familie“. Ich glaube, dass das mit ein Grund dafür ist, dass die Sichtbarkeit fehlt. Deswegen empfanden einige „lauwarm“ auch als erstaunlich progressiv. Dass da jemand ganz offen über seine Bi- oder Pansexualität spricht und sagt: "Das gibt es auch. Und es ist nicht nur eine Phase. Und wenn es eine ist, dann hält die immer noch an". So viele Dinge können sich verändern, auch das Begehren. Wie wird das bei mir in zehn Jahren sein? Ich habe keine Ahnung, bin aber total neugierig und wahnsinnig gespannt, was da noch so auf mich zukommt in meinem Leben.

In deinem Debütstück „Irreparabel“ waren die Protagonisten zwei Jungs mit Behinderung. In „Der fabelhafte Die“ hast du dich mit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt auseinandergesetzt. Womit willst du dich demnächst tiefer auseinandersetzen?

Unbedingt mit Nichtbinarität und Transidentität. Da fehlt es auch noch massiv an Sichtbarkeit.

Gibt es etwas, dass du der jungen Generation mitgeben möchtest?

Macht eure Erfahrungen, geht eurem Begehren nach und werft den normativen Ballast einfach über Bord.

Quellen:

Ankündigungstext „Der fabelhafte Die“ / Theater Paderborn

Wittiber, Marvin (2022) Sissymag, nicht-heteronormatives Onlinemagazin:

/hAps://www.queer.de/detail.php?ar;cle_id=42212 besucht: Do. 15.12.22, 12.57 Uhr.



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Marsha Maria Miessner
FOTO Christoph Meinschäfer

// „Ich bin doch kein Trend!“

Cis, trans, non-binär – es gibt eine Vielfalt an Geschlechtsidentitäten, und sie werden immer sichtbarer. Für Heranwachsende ist die Suche nach der eigenen Identität aber oft noch schwierig. Wichtig ist dabei vor allem, junge Menschen ernst zu nehmen. „Ich bin als Mädchen geboren, aber identifiziere mich als Junge.“ Das ist Jacques. „Ich bin ein Junge und ich finde es auch gut, dass mich die meisten Leute dafür akzeptieren.“ Jacques sitzt vor dem Computerbildschirm. Die langen Haare stecken unter einer Mütze. Er ist ein wenig nervös, doch es ist ihm wichtig, öffentlich zu sprechen. Über sich und Menschen wie ihn: Jacques ist 15 und transident. „Vor zwei Jahren habe ich herausgefunden, dass ich mich nicht wohl als Mädchen fühle, und ich dachte mir, vielleicht bin ich nicht-binär. Aber nach einiger Zeit hat es sich geändert und jetzt bin ich halt ein Junge.“ Die Suche nach transidenten Jugendlichen, die von sich erzählen wollen, ist schwierig. Dabei ist das Thema medial ständig präsent. Allerdings werden die Heranwachsenden in der Folge angefeindet und sind oft nicht mehr bereit, sich öffentlich zu äußern.

Wenn irgendwas „nicht stimmt“

Besonders seit im Juni 2022 fünf Autoren in der „Welt“ behauptet haben, Jugendliche würden durch die Präsenz und Darstellung des Themas im öffentlich-rechtlichen Rundfunk indoktriniert. Gewissermaßen in die Transidentität reinindoktriniert. Konkret ging es um die Sendung mit der Maus. Sie hatte Kindern erklärt, was Transidentität überhaupt ist.

„Eine Situation kann sein, dass Heranwachsende für sich immer mal wieder die Situation hatten ich bin nicht ganz richtig oder irgendetwas stimmt nicht, sagt Marie Günther, selbst trans Frau und Fachreferentin des Bundesverbandes Trans*. Sie arbeitet mit Jugendlichen, deren Selbstverständnis nicht mit der Geschlechtszuordnung aus der Geburtsurkunde übereinstimmt.“

„Da gibt es ganz viele diffuse Formulierungen, die eigentlich darauf hindeuten, dass sie gar keine Sprache, gar keine guten Beschreibungen für ihre Gefühle bisher gefunden haben. Also da gibt's Leute, die dann sagen, ich habe irgendwann gedacht, ich bin gar kein Mädchen und dann habe ich mir vorgestellt, wie es wäre, ein Junge zu sein.“

Marie Günther setzt sich für die gesellschaftliche Anerkennung von trans Menschen in Deutschland ein. In ihrer Praxis in Berlin berät sie Jugendliche und deren Familien.

„Wenn man das Bild beschreiben soll, kann man sich vorstellen, dass diese Person in ihr Leben geht, Verschiedenes probiert und lebt und ich gehe sozusagen hinterher und schaue, dass ich die Person dabei gut unterstützen kann.“

Doch wie wird geschlechtliche Identität überhaupt erfahren, geformt? Woher wissen wir, wer wir sind – ob Mann oder Frau?

„Das kann ihnen niemand beantworten, aus welchen Gründen sie sich als Frau fühlen. Man hat noch nicht erforscht, woher Cis-Geschlechtlichkeit herkommt.“

Cis-Frau bezeichnet eine Person, die mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen geboren wurde und sich auch selbst als Frau identifiziert. Das Pendant ist der Cis-Mann. Zuweisungsgeschlecht: Männlich, dem entspricht die Selbstdefinition.

Cis-Geschlechtlichkeit galt lange als Norm. Eine Norm, die durch die schiere Existenz von Transidentität infrage gestellt zu sein scheint, auch wenn trans Menschen eine sehr kleine Minderheit sind. Wer heute aufwächst, ist zumindest mal mit der Frage konfrontiert: Wer bist du und woran macht sich das fest?

Trans Frau: Eine Frau, die mit männlichen Geschlechtsmerkmalen geboren wurde. Das Pendant ist der trans Mann – ein Mann, der mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen auf die Welt kam. Ob jemand geschlechtsangleichende Maßnahmen trifft, ist nicht entscheidend für die Selbstdefinition als trans. Zudem hat die eigene Identität nichts mit der sexuellen Orientierung zu tun, damit, ob jemand hetero, homo- oder bisexuell ist.

Selbsteinordnung, gesellschaftliche Zuordnungen, klare Kategorien – klingt eigentlich nach den Schubladen, in die man nicht gesteckt werden möchte – einerseits. Andererseits: Für Menschen, die sich nicht mit der ihnen zugewiesenen Geschlechtsidentität eins fühlen, ist die Suche nach der Selbstbezeichnung, der eigenen Zugehörigkeit, enorm wichtig, sagt Marie Günther.

„Dazu braucht es eine große Stärkung hinsichtlich von internalisierter Transnegativität. Weil die Menschen, die geschlechtlich suchend aufwachsen und für sich reflektieren – hm, welches Geschlecht wird es denn wohl? – erleben immer wieder Abwertung, Diskriminierung, ein Reden über geschlechtliche Vielfalt, was sie eher verletzt. Das kann dazu führen, dass solche Konzepte verinnerlicht werden. Also dass es auch eine innere Stimme gibt, die sagt: „Ach, das bist du gar nicht wert.“

„Wir haben Ella immer ernst genommen“

„Ich wusste es schon immer, aber die haben immer gesagt und haben einfach weiter so gemacht.“

Das ist Ella. Ella ist sechs. Bei der Geburt wurde ihr das Geschlecht als „männlich“ identifiziert. Wie sie den anderen erklärt hat, dass sie ein Mädchen ist?

„Weiß ich nicht mehr und ist auch schon so lange her.“ Ella hat keine Lust, darüber zu sprechen, wie es war, damals, als sie alle für einen Jungen hielten. Immerhin weiß sie ziemlich genau, was sie will. Ellas Mutter Claudia war die Erste, die sich auf die Suchanfrage nach transidenten Kindern und Jugendlichen gemeldet hat und erzählte, sie habe eine transidente Tochter.“

„Wir haben Ella immer ernst genommen und das ist die logische Schlussfolgerung, dass wir eben auch die kontinuierliche Aussage, dass sie ein Mädchen ist, ernst nehmen und dementsprechend handeln.“

Claudia und ihr Mann Imran sitzen am großen Esstisch ihrer Wohnküche. Sie möchten gern sprechen, über ihre Familie, ihre Tochter – ihre richtigen Namen wollen sie allerdings nicht nennen. Das Thema ist erfahrungsgemäß ein Aufreger.

„Ich habe von vielen anderen Eltern im Kindergarten zum Beispiel oft zu hören bekommen, dass es doch in meiner Hand liegt. Dass ich doch dem Kind verbieten kann, dieses oder jenes anzuziehen oder dieses oder jenes zu spielen. Ich glaube, das ist gar nicht so, ich kann dem Kind nicht sagen, wer sie ist.“

Der Leidensdruck des Kindes

Kleidung und Spielsachen sind in vielen Haushalten heute weniger stark auf Geschlechtszugehörigkeit zugeschnitten als in Generationen zuvor. Kinder müssen weniger geschlechtsspezifische Erwartungen erfüllen. Doch bei Ella sei da noch etwas anderes gewesen, erzählt ihre Mutter.

„Wir haben Ella auch ernst genommen, als sie sagte, dass sie gern ein Kleid anziehen möchte. Aber das hat nichts damit zu tun und war auch zeitlich kein Zusammenhang damit, dass wir irgendwann gemerkt haben, dass dieses Kind anders sein könnte. Unsere Beschäftigung hat eigentlich angefangen bei dem Leidensdruck beim Kind. Ziemlich früh, zwischen drei und vier hat das schon heftig angefangen. Ella hat immer gesagt: Ich bin ein Mädchen. Dann hat die Freundin gesagt: 'Nein bist du nicht. Das waren die heftigsten Streitereien.'“

Mädchen sein, Junge sein – ab wann wissen Kinder, wer sie sind und welchem Geschlecht sie zugehören? Und ab welchem Alter ist das überhaupt wichtig?

„Es gibt ja immer diesen Begriff der Phase. Wenn man sich mit anderen austauscht, heißt es häufig, das ist eine Phase des Kindes. Da es unser erstes Kind war und wir keine Erfahrung hatten, haben wir gedacht, wir werden einfach mal abwarten.“

Imran sagt, sie hätten immer auf Ella reagiert, und Ella selbst habe ihr Mädchensein zunehmend vehementer angesprochen und sich dagegen gewehrt, als Junge zu gelten.

„Dann war das so unter der Dusche: Krieg ich auch noch eine Scheide? Irgendwann hieß es dann: Kannst du meinen Penis wegzaubern? Und dann merkte man auch, dass sie das wirklich bedrückt.“

Auf der Suche nach Antworten

Ellas Mutter Claudia geht auf die Suche. Stößt im Onlineforum auf Ratschläge: Sie solle ihrem Kind weniger Puppen und mehr Autos zum Spielen geben. Ob sie sich in der Schwangerschaft zu sehr ein Mädchen gewünscht habe? Andere trösten.

„Bei mir gab's noch einen Punkt, der sehr wichtig war in meiner Entwicklung, das war die Mutter von Ellas bester Freundin. Ich habe immer gesagt: Na ja, das Kind ist noch so klein – da war Ella noch nicht drei. Da sagte sie: Na, mit drei wissen sie das schon ganz gut, ob sie ein Junge oder ein Mädchen sind. Das sagte diese Mutter, also eine Freundin von uns, weil sie in England mal mit jemandem zusammengewohnt hat, der transident war und der ihr seine Geschichte erzählt hat.“

Bis Claudia sich mit ihrem Mann an eine ausgewiesene Beratungsstelle wendet, dauert es noch fast ein Jahr.

Inzwischen besuchen Claudia und Imran mit ihrer Tochter die Fachberatung des Clementinenhospitals in Frankfurt am Main. Der Kinderpsychiater Thomas Lempp leitet die Klinik.

„Zu uns kommen Kinder und Jugendliche, das fängt so im Alter zwischen vier und fünf Jahren an und dann betreuen wir die, bis sie 18 sind und manche noch ein bisschen länger. Wir kriegen Anmeldungen aus ganz Deutschland, vor allem aber fühlen wir uns

für das Bundesland Hessen zuständig, wo die Anmeldungen durch die Decke gehen und wir uns gar nicht retten können.“

Steigende Zahlen von Menschen, die Rat suchen

Die Londoner Tavistock-Clinic, europaweit führend in der Behandlung transidenter Jugendlicher, beriet im Jahr 2009 in ihrem „Gender Identity Development Service“ gerade mal rund hundert Heranwachsende. Im Jahr 2018 hingegen waren es 2500. Im selben Jahr berichtete die Wochenzeitung „Die Zeit“ davon, dass sich die Zahlen von Rat suchenden Jugendlichen auch in verschiedenen führenden deutschen Kliniken, die sie befragt hatten, seit dem Jahr 2013 verfünffacht habe.

„Ja, es gibt Jugendliche, die sich sehr kurzlebig, sehr wechselhaft mit ihren Geschlechtsidentitäten auseinandersetzen. Die meisten von denen lernen wir nie kennen. Die machen das auf dem Pausenhof oder auf Instagram und spielen damit und erleben sich spielerisch und lassen die Geschlechtsgrenzen da mal für sich weg.“

„Die Jugendlichen, die wir sehen, die in unsere Sprechstunde mit unserer Warteliste von mindestens einem Jahr kommen, das sind keine Jugendlichen, die da völlig verloren mit ihren Identitäten spielen. Das sind in der Regel leidende Menschen. Und das ist so massiv, so eindrücklich dieses klinische Bild, dass ich es so gar nicht deckungsgleich bekomme mit dem Schulhofchat, mit dem ich sonst konfrontiert bin.“

Thomas Lempp ist einer der führenden Mediziner in Deutschland auf dem Gebiet der Geschlechterdysphorie oder Geschlechtsinkongruenz.

„Die Diagnostik fußt in großen Teilen auf der Selbstaussage der Patienten. Denen wir erst mal einfach alles glauben, was sie uns sagen. Ich glaube auch nicht, dass mich irgendjemand in den vergangenen zehn Jahren angelogen hätte oder mir da was vormacht.“

Nicht zu handeln und Jugendlichen, die sich in ihrem Zuweisungsgeschlecht unwohl fühlen und auf der Suche sind, nicht zu helfen, ist keine Option.

Suizide von transidenten Jugendlichen

Zahlreiche Studien zeigen: Selbstverletzendes Verhalten bis hin zum Suizid ist bei transidenten Jugendlichen wesentlich häufiger als bei Heranwachsenden, die sich als Cis identifizieren. Laut einer kanadischen Erhebung, die im Sommer 2022 veröffentlicht wird, sogar fünfmal so hoch.

„Das sehe ich als Verpflichtung an, dass wir den Menschen, die zu uns kommen erst mal sagen: Das, was du uns sagst, das wird so sein. Wenn man kriminalistisch ermittelnd vorgeht, indem man misstrauisch ist, indem man sagt: 'Das ist alles Ausdruck einer anderen Geschichte, die du gar nicht verstehst, aber die ich in dich hineininterpretieren kann, das ist dein Unterbewusstes, das kann aber nur ich aufdecken. Sie merken diese immense Machtstruktur“, sagt Thomas Lempp.

Transidentität ist laut Weltgesundheitsorganisation keine Krankheit oder mentale Störung. Transidente Menschen haben allerdings das Bedürfnis nach ärztlicher und medizinischer Unterstützung.

Die meisten von Thomas Lempps Patienten seien vollkommen gesund, andere hätten körperliche oder auch psychische Erkrankungen, sagt er. Mit ihrer Transidentität aber habe das nichts zu tun. Fast nie ist die ursprünglich vorgetragene Geschlechtsidentität am Ende klassisch differentialdiagnostisch Ausdruck etwas ganz anderem. Das ist praktisch nie der Fall.

In seiner Praxis muss der Kinderpsychiater nicht nur die Bedürfnisse der Heranwachsenden, sondern auch die der Eltern berücksichtigen, das Umfeld mit einbeziehen. Die meisten seiner jungen Patienten sind um die 15 und dann mitten in der Pubertät.

Nicht selten stünden sie unter enormem Druck, wollten den Stimmbruch oder das Brustwachstum aufhalten und fragen nach Hormonen. Blocker stoppen die Pubertät zunächst. Die Beantwortung der Frage, ob und wie dann weiter körperlich eingegriffen werde, sei ein Prozess. Die Entscheidung darüber trafe er nur gemeinsam mit den Jugendlichen – und mit den Eltern.

„Ich verstehe jedes Elternteil, das große Sorgen hat. Weil das sind massive Auswirkungen auf den Körper. Und ein besorgtes Elternteil darf nie als Gegner aufgenommen werden. Auch das Elternteil muss erleben, dass seine Sorgen hier richtig aufgenommen werden und auch ernst genommen werden. Nicht nur der aktuell vorgebrachte Wunsch des Jugendlichen.“

Musik von der Berliner Künstlerin FaulenzA. In ihren Songs singt sie über ihr schwieriges Coming-out als trans Frau, ihre Transition, die noch ganz anders war als Ellas Geschichte oder das, was die Jugendlichen in Thomas Lempps Praxis erleben. FaulenzA wuchs in den 90er Jahren im Westen der Republik auf – als Junge ... gewissermaßen.

„Bin ich als Junge aufgewachsen. Oh je. Ich würde sagen, dass ich als Kind ein Mädchen war, aber von außen, von der Gesellschaft, von meinen Eltern gedrängt worden bin, einen Jungen zu spielen. Das ist ja was anderes. Hört sich für mich passender an. Bei Abweichungen im Verhalten, Kleidung, irgendwas, was nicht männlich zuordenbar ist, mindestens die Information bekommen hab: Das macht ein Junge aber nicht oder dafür gehänselt wurde in der Schule oder so.“

Es gibt mehr als Männer und Frauen

Die Vielfalt von Geschlechteridentitäten ist zunehmend sichtbar. Und egal wie ihr unmittelbares Umfeld das bewertet und wo sie sich selbst verorten: Jugendliche wissen inzwischen mehrheitlich, dass es mehr gibt als Männer und Frauen und dass Liebe nicht zwingend heterosexuell ist. Und sie müssen darin ihren eigenen Platz finden – egal, ob sie homo- oder heterosexuell sind, ob sie trans sind oder nicht.

„Ich hatte nicht mal richtige Worte für das, was ich bin. Ich kannte das Wort trans nicht.“ Die Berliner Künstlerin FaulenzA hingegen wuchs noch ganz anders auf – in den 80er- und 90er Jahren, in einer westdeutschen Kleinstadt. Ein Aufwachsen begleitet von einem ständigen Gefühl der Unsicherheit und Scham – darüber, irgendwie nicht richtig zu sein.

„Hier und da habe ich im Fernsehen natürlich mal aufgeschnappt, als was Komisches, Ulkiges, dass im Fernsehen halt mal eine trans Frau als Lachfigur auftaucht, wie das

heute noch immer viel ist. Also das war nicht ein Lebensentwurf oder etwas, das ich bin oder sein wollte. Ich habe nur gemerkt vor allen Dingen in der Pubertät, dass ich neidisch bin auf den Körper von Cis Mädchen oder gern so einen Körper hätte. Und dass ich mich eben in meinem Verhalten und allem sehr einschränken musste, um nicht anzuecken.“

Die Angst davor, ausgeschlossen zu werden

„In der Mädchenclique wäre ich durch die körperlichen Merkmale nicht aufgenommen worden, in der Jungsclique durch Verhaltensweisen und Interessen. Da musst man sich schon sehr verbiegen, um nicht ausgeschlossen zu werden. Und wie ich herausgefunden hab, dass ich trans bin, ich dachte, dass ich ein schwuler Junge wäre, der eben ein bisschen verrückt ist, weil er lieber ein Mädchen wäre. Dann dachte ich, okay, wenn ich das jetzt jemandem erzähle, dann halten sie mich für verrückt, dann bin ich erst recht ausgeschlossen.“

Schulen sind Gewalträume, singt FaulenzA in einem ihrer Songs und entwirft darin die Vision davon, wie es wäre, würde sie heute zur Schule gehen: Sie hätte eine coole, queere Gang. Nach ihrer Schulzeit ging sie Anfang der 2000er-Jahre in die Punkszene und fand dort Menschen, die das Außenseitertum nicht nur nicht kritisierten, sondern regelrecht zelebrierten. Sie stieß, weiterhin als Mann firmierend, zu einer feministischen Gruppe. Ihr Coming-out als trans Frau wurde ein Desaster.

„Da bin ich in der feministischen Szene an die gleichen Normen und Grenzen, an das gleiche Zweigeschlechterdenken gekommen, wie ich es sonst so aus meiner Kindheit schon kannte. Das war so ein bisschen das Absurde: Das Männliche galt als das Gute, in der Form, dass Cis Frauen, das, was als weiblich zugewiesen wurde, abgewiesen haben, selber nicht wollten. Wo in feministischen Workshops und so versucht wurde, sich Männerdomänen anzueignen. Dann gab es Skateworkshops und Technikworkshops und so. Das galt alles als cool, sich einen männlichen Style in Klamotten anzuziehen. Wo eher rational sein als cool galt, emotional sein nicht.“

Der problematische Umgang mit Stereotypen

Dass Mädchen und Frauen sich Verhaltensweisen aneignen, die als männlich gelten, ist längst in Ordnung. Frauen sind dann durchsetzungsstark, emanzipiert. Es gibt Kosenamen für Mädchen, die nicht die Prinzessinnenrollen wählen: Ronja Räubertochter, Wildfang, Tom-Boy, mit dem Papa so viel unternehmen kann.

Wenn Jungen oder Männer aber das, was als männlich gilt, ablehnen und das sogenannte Weibliche entdecken und vielleicht sogar bevorzugen, fällt das stärker auf, wird eher problematisiert und abgelehnt. Die Auswirkungen davon sieht Thomas Lempp auch in seiner Praxis.

„Wir sehen unter sechs Jahren fast keine weiblichen Zuweiser. Das heißt, wahrscheinlich werden die Jungs schneller zugewiesen. Die Mädchen können sich länger jugenhaft ausprobieren. Dann merken sie, dass es einen Raum gibt, ihre männlichen Anteile auszuprobieren. Und einige, die tatsächlich transident sind, bleiben dabei und finden da einen höheren Empfangsraum als die Jungen.“

Die Deutsche Gesellschaft für Transidentität geht von rund 0,6 Prozent transidenten Menschen in Deutschland aus. In einer Gallup-Umfrage aus den USA wiederum bezeichneten sich im Jahr 2021 ganze 0,7 Prozent der befragten US-Amerikaner selbst als transident. Das kanadische Amt für Statistik wiederum zählt gerade mal 0,33 Prozent transidente Menschen. Dabei sind Zahlen und Erhebungen höchst problematisch: Werden alle, deren Identität nicht dem Zuweisungsgeschlecht entspricht, gezählt oder nur solche, die eine vollständige körperliche Geschlechtstransition samt Personenstandsänderung vorgenommen haben?

Selbstbestimmungsgesetz statt Transsexuellengesetz

„Das war das Wichtigste für mich, da eröffnete sich für mich eine ganz neue Welt“, sagt die Berliner Künstlerin FaulenzA über ihre vollständige Transition zur Frau.

„Also es fielen so die zweigeschlechtlichen Ketten von mir ab. Dass ich dachte: Das ist mir verbaut oder darf ich nicht probieren. Da war eben ganz viel Probieren und ich konnte anfangen, mich überhaupt erst mal selbst zu finden in diesem Zwei-Geschlechter-System. Und mit mehr Mut mich daraus zusammen zu bauen. Mich nicht nur aus einem der Zwei-Geschlechter Schubladen zu bedienen.“

Die Regierung hat im Juni die Eckpunkte des neuen Selbstbestimmungsgesetzes vorgestellt und erklärt, dass sie das Transsexuellengesetz von 1980 für verfassungswidrig hält. Eine Personenstandsänderung samt Namensänderung dürfen transidente und nicht-binäre Menschen dem Entwurf zufolge ohne ärztliche Gutachten bei den Ämtern beantragen.

Eine Geschlechtsangleichung ist für eine Personenstandsänderung nicht mehr nötig und auch Jugendliche ab 14 Jahren können den Personenstand ändern lassen. Finden sie bei ihren Eltern dafür keine Unterstützung, würden zukünftig Familiengerichte darüber entscheiden. Damit soll das Recht auf Selbstbestimmung sichergestellt werden.

Entscheidend dafür, ob jemand transident, cis oder non-binär ist, ist die eigene Selbstdefinition – und nicht ein besonders geschlechterkonformes Verhalten, so Kinderpsychiater Thomas Lempp.

„Ich erlebe da Jugendliche, die sich sehr klar transident fühlen, aber nicht gesellschaftliche Stereotype erfüllen möchten. Das halte ich für einen großen Fortschritt. Als ich mit der Sprechstunde begonnen habe vor zehn Jahren, hatten wir oft Jugendliche mit Springerstiefeln, die wollten alle zur Armee und die mussten ultramaskulin daherkommen. Wenn jetzt die trans Jungen mal ein bisschen Nagellack auftragen, verunsichert mich das als Kliniker gar nicht. Ich denke, das ist ein Fortschritt.“

Ein breites Spektrum an Identitäten

Geschlechtszugehörigkeit wird heute nicht mehr als binäre Kategorie gedacht, sondern als Spektrum, an dessen einem Ende männlich und dem anderen weiblich steht. Irgendwo innerhalb dieses Spektrums findet Identität statt.

Dass Menschen sich manchmal auch gar nicht innerhalb dieser Skala verorten, erzählt Lotti. Zuweisungsgeschlecht: weiblich. Die eigene Identität beschreibt Lotti, Mitte 20, als trans und non-binär.

„Mein Verständnis von trans ist einfach, dass sich Personen nicht mit dem Geschlecht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde, identifizieren. Komplett oder auch teilweise nicht. Dementsprechend trifft das auch auf mich zu, weil ich mich nicht mit dem Geschlecht weiblich, das mir bei der Geburt zugewiesen wurde, identifiziere. Und nicht binär sein ist für mich einfach genauso der Überbegriff für alles, was zwischen den Geschlechtern männlich und weiblich steht. Und da ich mich weder auf der einen oder anderen Seite wiederfinde, ist das einfach ein Begriff, mit dem ich mich gut identifizieren kann.“

Lotti erzählt von den starken weiblichen Vorbildern in der Familie. Die Großmutter als auch die Mutter seien Feministinnen.

„Deswegen ist es nicht so, dass ich mich von so einem konventionellen Weiblichkeitsbild abgrenzen wollte. Sondern explizit damit, dass ich mich nicht wohlfühle damit, als weiblich oder als Frau angesprochen zu werden. Es geht mir nicht darum, andere Leute zu irritieren, oder es ist kein Hobby oder ein Spaß, den mir das bereitet. Ich fühle mich sehr viel wohler, ich kann sehr viel selbstbewusster sein, seit ich weiß, wer ich bin. Und nicht mehr versuche, in diese Kategorie Frau sein reinzupassen.“

Lotti arbeitet als Sozialarbeiter:in in einer Wohngemeinschaft für transidente Jugendliche.

„Ganz zu Anfang fand ich es spannend, dass mich die Jugendlichen ein Stück weit empowered haben, dass sie zum Teil sehr viel selbstverständlicher mit ihrer Identität umgehen.“

Ein Hinweis darauf, dass gerade in jüngster Zeit ein Wandel stattfindet? Weil junge Menschen, Teenager, inzwischen mit größerer Selbstverständlichkeit ihre Transidentität leben als man das vor zehn Jahren noch konnte? Gut möglich, zumindest sind trans- und nicht-binäre Menschen sichtbarer geworden ... und hörbarer.

„Mir haben öfter mal Leute geschrieben, meine Musik hätte ihnen auch ein Stück weit Mut gemacht für ihren Weg, ihr Coming-out oder so. Das hat mich natürlich voll gefreut, weil – Vorbilder haben – das hat mir natürlich gefehlt in der Kindheit und Jugend“, sagt FaulenzA.

Quelle: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/geschlechtsidentitaet-trans-kinder-jugendliche-100.html>
Besucht: 08.12.2022, 13.34 Uhr.



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Julia Katharina Braun
FOTO Christoph Meinschäfer

Linus Giese ist studierter Germanist und arbeitet seit November 2017 als Blogger, Journalist und Buchhändler in Berlin. Auf buzzaldrins.de schreibt er über Bücher und auf ichbinslinus.de über seine Transition, zudem hat er mehrere Texte für den Tagesspiegel, die taz und das Onlinemagazin VICE veröffentlicht. Twitter: 10.800 Follower*innen.

(...) Ich arbeite im Buchladen She Said, in dem wir nur Bücher von Frauen und queeren Autor:innen auslegen. Wir wollen jenen, die sonst nur wenig Sichtbarkeit bekommen, diesen Raum geben. (...)

Vielleicht ist der Buchladen tatsächlich ein guter Ausgangspunkt für diese Fantasiereise: (...) Langsam schließe ich die Augen und träume mich hinein in mein Queertopia. In meinem Queertopia tragen alle Menschen einen Button mit ihren Pronomen. Die Menschen lösen sich von ihren Geschlechterzuschreibungen und normierten Vorstellungen. Wir hören endlich damit auf, von dem äußeren Erscheinungsbild auf das Geschlecht eines Menschen zu schließen: Männer, Frauen und nichtbinäre Menschen dürfen ganz unterschiedlich aussehen und auftreten, ohne dass sie in Schubladen gesteckt werden. Wir lösen uns auch von der Idee, dass es Dinge gibt, die typisch sind für Jungen und Mädchen (oder Männer und Frauen). Jungen können lange Haare haben, sich die Nägel lackieren oder Röcke anziehen, ohne Angst haben zu müssen, dass sie deshalb gemobbt werden. Jungen dürfen weinen, um Hilfe bitten, Schwäche zeigen und sich für Berufe interessieren, die im Patriarchat als »Frauenberufe« gelten. Andersherum dürfen Mädchen sich dafür entscheiden, kurze Haare zu haben oder Fußball zupielen, ohne Angst haben zu müssen, als unweiblich zu gelten sie dürfen sich gegen Carearbeit entscheiden oder gegen die Familie und für die Karriere.

In meinem Queertopia lösen wir uns von der starren Form, die die beiden Begriffe Männlichkeit und Weiblichkeit angenommen haben. Die Autorin und Aktivistin Glennon Doyle schreibt: »Auch unsere Männer stecken in Käfigen. Die Anteile ihrer selbst, die sie verstecken müssen, um in diese Käfige hineinzupassen, sind jene Anteile ihrer Menschlichkeit, denen unsere Kultur das Etikett >weiblich< verpasst hat — Wesenszüge wie Mitleid, Zärtlichkeit, Weichheit, Ruhe, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Empathie, Verbundenheit. Wir sagen ihnen: >Das alles darfst du nicht sein, denn das sind weibliche Attribute. Du kannst alles sein, aber nicht weiblich.« Kleidung, Wesenszüge und Charaktermerkmale haben kein Geschlecht. Wenn wir sagen, dass Mädchen empathisch und Jungen ehrgeizig sind, fußt das nicht auf biologischen Tatsachen, sondern auf kulturellen Zuschreibungen, die sich im Laufe der Jahrzehnte immer stärker manifestiert haben — bis sie zu unverrückbaren Glaubenssätzen wurden. In Queertopia unterwerfen wir uns nicht mehr diesen Geschlechterrollen, sondern befreien uns davon. Oder um es mit den Worten von Glennon Doyle zu sagen: »Weshalb soll es für unsere Kultur so unglaublich wichtig sein, alles, was mit Zärtlichkeit und Erbarmen zu tun hat, als weiblich zu labeln?« In Queertopia dürfen wir alle zärtlich sein, egal welches Geschlecht wir haben.

(...) Das veraltete Transsexuellengesetz wird endlich ad acta gelegt, stattdessen wird eine niedrigschwellige Möglichkeit eingeführt, den eigenen Namen und Personenstand ändern zu können. Auch andere völlig verstaubte Rechtslagen dürfen endlich im Papierkorb verschwinden — in Queertopia dürfen zwei Mütter auch die Mütter eines Kindes sein, ohne dass eine von ihnen das Kind adoptieren muss. Ebenso

werden trans Mütter und trans Väter als Mutter und Vater in den Geburtsurkunden geführt und nicht mehr unter einem Geschlecht, das sie niemals waren und nicht mehr sein wollen.

Meine Hoffnung für mein Queertopia ist, dass wir irgendwann nicht mehr automatisch annehmen, Kinder seien cis und heterosexuell. Heteronormativität ist die kulturell geprägte Annahme, cis und heterosexuelle Menschen seien die »Norm«, und alle Identitäten und Sexualitäten, die aus dieser Norm herausfallen, seien deshalb »unnormale«. »Auf der anderen Seite des Regenbogens wartet die Prinzessin auf den Prinzen«, ist ein Satz, den ich hörte, als ich neben einem Kind und dessen Elternteil an der Ampel wartete. Warum sollte es eine Prinzessin sein, die auf den Prinzen wartet? Warum wartet dort kein Prinz? Warum warten nicht zwei Prinzessinnen aufeinander? Wie würde eine Welt aussehen, die nicht heteronormativ geprägt ist?

Ich wünsche mir Kinderbücher, in denen Prinzessinnen aufeinander warten. Kinderbücher, in denen Prinzen über einen Regenbogen spazieren. Ich wünsche mir Kinderbücher, in denen uns Lebensrealitäten außerhalb des heteronormativen Blickes begegnen. (...) Ich wünsche mir einen besseren Aufklärungsunterricht in Schulklassen. In Queertopia reden wir mit Kindern und Jugendlichen über Sex Education, Konsens und Geschlechtsidentitäten. Ich wünsche mir außerdem Repräsentation in Kinderbüchern, Jugendbüchern, Erwachsenenbüchern, Filmen, Serien, aber auch im öffentlichen Leben. ...

(...) Wenn wir ein Queertopia aufbauen wollen, dann müssen wir die Sprache ändern, in der unsere Welt beschrieben wird. (...) Die Tatsache, dass Frauen, trans Männer und nichtbinäre Menschen oft unterrepräsentiert sind, liegt auch daran, dass es zumeist cis Männer sind, die die Artikel schreiben, die die Bücher veröffentlichen, die die Filme und Serien produzieren. Auch Plattformen wie Wikipedia werden von cis männlichen Autoren kuratiert, und mit der von ihnen getroffenen Auswahl wird auch unser Blick auf die Welt bestimmt. Offensichtlich wird die Begrenzung unserer inklusiven Sprache auch dann, wenn es um Pronomen geht: Nichtbinäre Menschen leben mit einer Sprache, in der es immer noch kein einheitliches deutschsprachiges Pronomen gibt. Manche von ihnen nutzen das englische Pronomen they/them, andere verzichten auf ein Pronomen und wünschen sich, nur mit ihrem Namen angesprochen zu werden. Wir sind noch weit davon entfernt, dass in unseren Büchern und Geschichten ganz selbstverständlich nichtbinäre Personen porträtiert werden, die unterschiedliche Pronomen für sich nutzen. Wir sind genauso weit entfernt davon, dass wir im Deutschen ein Pronomen etablieren, das dieselbe Funktion wie they/ them hat und flächendeckend bekannt ist und genutzt werden könnte. Wie traurig und eindimensional ist das?

Die Sprache ist der Spiegel unserer Gesellschaft, und ich wünsche mir, dass es in unserem Queertopia eine Sprache gibt, die uns alle spiegelt und niemanden unsichtbar macht.

Vielleicht müssen dafür neue Worte erfunden werden, aber vielleicht liegt auch genau darin eine Chance: Je mehr Worte wir haben, um unsere Wirklichkeit zu beschreiben, desto intensiver können wir andere an unserem Leben und unserem Erleben teilhaben lassen.

(...) Was bleibt in der Realität noch übrig von meinem Queertopia? (...) Ich möchte an einem Ort leben, an dem ich trans sein darf, an dem ich queer sein darf, an dem ich ohne Angst und Scham zu meiner BVGÄrztin gehen darf. Überhaupt wünsche ich mir einen Ort ohne Angst und Scham, einen Ort, an dem ich mich nicht verstecken

muss, an dem ich mich nicht verleugnen oder verbiegen muss, sondern so akzeptiert werde, wie ich bin. Es ist mir egal, ob dieser Ort Montero, Garten Eden oder Queertopia heißt, ich wünschte nur, er würde irgendwann Realität werden.

Quelle: Linus Giese. 2022. Queertopia. Hrsg. Raich, Tanja. Das Paradies ist weiblich. Zürich. (S. 149-160).



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Julia Katharina Braun, Marsha Maria Miessner und Lukas Koller (v. l.)
FOTO Christoph Meinschäfer

// Kübra Gümüşay: „Sprache und Sein“ Von den Stereotypen im Museum der Sprache

Die Journalistin und Bloggerin Kübra Gümüşay ist schon lange im Netz und in Diskussionen präsent. Nun hat sie ihr erstes Buch geschrieben und plädiert für eine Sprache, die Menschen individuelle Vielfalt und Vielschichtigkeit zugesteht – und sie nicht auf ethnische oder religiöse Kategorien reduziert.

Schüchtern kommt das erste Buch von Kübra Gümüşay nicht gerade daher. Es hat einen so gewichtigen Titel, dass man dahinter einen philosophischen Weltentwurf vermuten würde. Der schmale Band ist jedoch etwas ganz anderes: eine Streitschrift für eine neue Sprache im öffentlichen Diskurs. Eine Streitschrift allerdings, die dem Kampfgetöse entgegenwirkt durch einen persönlichen Ton und eine zum Dialog einladende Geste.

Emotionalität der Sprache

Ausgangspunkt ist das Phänomen der Mehrsprachigkeit. Gümüşays Familienmuttersprache ist Türkisch, die Heimatsprache der Hamburgerin ist Deutsch, und ein mehrjähriger Aufenthalt in England hat Englisch für sie zu einer vertrauten Sprache gemacht. Jede Sprache hat für sie eine spezifische Emotionalität, jede erlaubt ihr Lebensfacetten wahrzunehmen, die den anderen Sprachen verschlossen bleiben.

Das gilt auch für eine weitere Sprache, die der Autorin wichtig ist, auch wenn sie diese nicht aktiv sprechen kann:

„Die ersten Wörter, die mir mein Großvater ins Ohr flüsterte, waren arabische: die Worte des Adhan, des islamischen Gebetsrufes. Das Gebet, das auf diesen Ruf folgt, wird für den neuen Menschen hoffentlich erst viele Jahrzehnte später verrichtet, wenn sich die Hinterbliebenen an seinem Grab versammeln. Diesen ersten, leisen Ruf, der die Endlichkeit symbolisiert, Geburt und Tod vereinend, flüsterte mein Großvater mir zu, gefolgt von meinem Namen: Kübra. So sollte ich heißen und so heiße ich.“

Eine solche Sprach- und Gefühlsvielfalt, die für viele Migranten selbstverständlich ist, ermöglicht eine Einsicht, die anderen verschlossen bleibt, wie Gümüşay den amerikanischen Journalisten Ta-Nehisi Coates zitiert: Das Lernen von Fremdsprachen gleiche „der langsamen Gewöhnung an die Tatsache, dass auch in anderen Welten intelligentes Leben existiert“.

Nur wird ein solches Erkennen erschwert durch den Drang zur Eindeutigkeit. Individuelle Vielfalt, Widersprüchliches und Ambiguität zu akzeptieren, zählt nicht zu den Kennzeichen einer Gesellschaft, die Menschen in das vertraute Wir und die Fremden einteilt, die übersehen werden, und deren Erfahrungen und Perspektiven keinen Wert haben.

Ein Museum der Erfahrungen und Gefühle

Für dieses Phänomen wählt Gümüşay ein eindrückliches Bild. Das „Museum der Sprache“ ist ein Raum, in dem sich Ideen, Gefühle, Erfahrungen und Träume aus aller Welt befinden. Es ist ein Raum des Lernens und des Wissens. Eine Gruppe bewegt sich frei und selbstverständlich in dem Museum, ausgestattet mit der Macht, die Menschen der anderen Kategorie zu inspizieren, nämlich alle, die von der Norm abweichen:

„Nicht vorgesehen. Fremd. Anders. Manchmal auch einfach nur ungewohnt. Unvertraut. Sie erzeugen Irritationen. Sie sind nicht selbstverständlich.“

Also werden sie kategorisiert, in Glaskäfigen ausgestellt und mit einem einzigen Begriff benannt, der Vielschichtigkeit und Eigenheiten auslöscht. „Ich bin eine

Benannte. Eine, die untersucht, analysiert, inspiziert wird. Die im Alltag, aber auch auf Konferenzen, in Panels oder Interviews verwundert gefragt wird, wie das denn gehe: Islam und Feminismus, Kopftuch und Emanzipation, Religiosität und Bildung. Weil die bestehenden Kategorien einfach nicht passen.“

Hass ist kein neues Phänomen

Solche Kategorisierungen sind die Grundlage zunehmender gröbster Beleidigungen und Drohungen, die erst seit kurzem als gesamtgesellschaftliches Problem breit thematisiert werden. Dass das Phänomen aber keineswegs so neu ist, zeigen Berichte anderer Benannter, die Gümüşay zitiert. Die Autorin Mely Kiyak berichtete zum Beispiel 2016, seit ihrem ersten Feuilleton-Aufmacher in der „Zeit“ im Jahr 2006 habe sie nicht einen einzigen Artikel veröffentlicht, auf den sie keine Hasskommentare erhielt:

„Bei keinem einzigen Text! Ich kenne Kollegen, die haben in ihrem ganzen Berufsleben vielleicht drei Briefe bekommen! Woche für Woche hagelt es Empörung, Beschimpfung, Anzeigen, Drohungen. Selten handelt ein Brief davon, wovon ich schrieb; meistens davon, dass ich schrieb. Wenn also gesagt wird, die Leser seien neuerdings ganz aggressiv, wegen Facebook und Twitter, das habe irgendeine Studie ergeben, dann kann ich das nicht ernst nehmen. Denn meine Erfahrung ist: Ich kenne es nur so.“

Eine wichtige Arena, in der diese Mechanismen der verabsolutierenden Zuschreibung wirken, sind die Fernseh-Talkshows, die Gümüşay aus eigener Erfahrung kennt. Dort saß sie oft als „sichtbare Muslimin“, wie sie formuliert. Und wurde auf diese Rolle festgelegt, eine Zwangsrepräsentantin von Millionen Muslimen in Deutschland oder auch gleich des Islam insgesamt. Die ihr zugedachte Rolle war ermüdend defensiv, es ging immer darum, solche Pauschalisierungen abzuwehren und sich selbst zu erklären.

„Meine Aufgabe war die einer intellektuellen Putzfrau, die anderen vergeblich ihren Bullshit hinterherräumt, die mit Zahlen, Daten, Fakten und gesundem Menschenverstand dagegen hält. Ich war immer auf Abruf bereit, dem nächsten rassistischen Hirnriss entgegenzutreten, der uns als intellektuelle Debatte oder ‚legitime Islamkritik‘ verkauft wurde.“

„Sprache und Sein“ ist nicht nur ein allgemeiner Appell, auf verbale Ausgrenzung zu verzichten, sondern auch ein Aufruf zur Selbstbefreiung der Benannten. Ein freies Sprechen könne aus der Falle der Zuschreibung und zermürenden Verteidigung herausführen. Statt reflexhaft die Rolle der Stellvertretung zu spielen, sei es wichtig, zu den selbst als relevant betrachteten Themen zu sprechen. „Wenn wir – die Ausgestellten im Museum der Sprache – aufhören zu sprechen, um uns begreiflich zu machen, sondern sprechen, um zu sein. Wenn wir nicht mehr mit den Augen der anderen auf uns selbst blicken, dann sind wir frei.“

Kübra Gümüşay schreibt weitgehend phrasenfrei, klar und lebendig. Gerade deshalb würde man an ein paar Stellen doch gern noch ein wenig nachredigieren, etwa bei Begriffen wie „Studierende of Color“ oder „Fallibilität“, ein Wort, das ausgerechnet das Schlusskapitel beherrscht. Gemeint ist das Akzeptieren von Unzulänglichkeiten und Fehlern, also schlicht: ein wohlwollender Umgang mit sich selbst und anderen, der das Ausprobieren, das Üben einer menschenfreundlichen Sprache zulässt.

Eine differenzierte Sprache – auch für den weißen Mann?

Vor allem aber kommt die Autorin selbst nicht ganz ohne Kategorien und Zuschreibungen aus, gegen die sie sonst überzeugend argumentiert. Wer oder was ist denn zum Beispiel „die Dominanzgesellschaft“? Gilt da der Grundsatz der

differenzierenden Wahrnehmung nicht? Was ist denn mit dem weißen männlichen Politiker mit Tourette? Oder dem christdemokratischen Regierungspräsidenten, der sich für Flüchtlinge einsetzt? Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft haben doch auch mit dem Benennungswahn der Inspizienten zu kämpfen. Und ist nicht auch eine kollektive Bezeichnung wie „die marginalisierten Menschen“ ein Etikett, das den so Benannten ihre Würde nehmen kann?

Aber das ist Stoff für Nachfragen, kein grundsätzlicher Einwand. Denn jede Woche, in der im Netz weiter Hass verbreitet wird, in der Menschen wegen einer Gruppenzugehörigkeit negativ kategorisiert werden, macht einen Aufbruch wie Gümüşay ihn fordert, dringlicher. Es gilt konsequent auf verabsolutierende Zuschreibungen zu verzichten. Man könnte auch sagen: Es gilt, Artikel 1 des Grundgesetzes – „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – endlich offensiv zu leben.“

Quelle: <https://www.deutschlandfunk.de/kuebra-guemuesay-sprache-und-sein-von-den-stereotypen-im-100.html>



DER FABELHAFTE DIE von Sergej Gößner
Marsha Maria Miessner, Lukas Koller und Julia Katharina Braun (v. l.)
FOTO Christoph Meinschäfer

Theater Paderborn – Westfälische Kammerspiele GmbH
Neuer Platz 6, 33098 Paderborn
Intendanz, Geschäftsführung
Vorsitzender des Aufsichtsrats
Redaktion

Katharina Kreuzhage
Michael Dreier
Dramaturgie